

M.B. Das war 1927, ja, in Czernowitz. Er ist mir schon damals, und das ist mir merkwürdigerweise erinnerlich, aufgefallen durch ein interessantes, schönes Gesicht. Schön auf eine merkwürdige Weise. Und er hat als Kind in seinen Gesichtszügen schon die ganze Physiognomie des älteren Paul Celan gehabt. Er war ein sehr zurückhaltendes Kind, und nachdem ich auch nicht einer der aktivsten Jungen dort war, haben wir uns ziemlich gut gefunden. Wir haben manchmal auch gespielt in dem Sinne, in welchem Kinder spielen, nämlich mit einem Fußball, das war das Ideal der Kinder, einem auf eine sehr primitive Weise selbsthergestellten Ball, aus irgendwelchen Materialien zusammengestellt. Der größte Teil unserer Begegnungen bestand aus Gesprächen.

C.B. Das ist ja etwas ungewöhnlich, dass Kinder in dem Alter nicht spielen, sondern miteinander sprechen.

M.B. Aber wir haben viel gesprochen. Das ist ziemlich klar.

C.B. Man traf sich, um zu sprechen?

M.B. Ich weiß nicht, ob es richtig ist zu sagen, dass man sich traf, um zu sprechen, aber man traf sich in der Erwartung, dass man sprechen wird. Und es war so eine irgendwie verträumte Atmosphäre, die mir heute rückschauend ein wenig utopisch gefärbt scheint.

C.B. Was meinen Sie damit?

M.B. Das Ganze hatte einen halb irrealen Charakter. Da saßen wir also in der Sonne und sprachen; wenigstens von meiner Seite, ich nehme an, auch von seiner, wussten wir so ziemlich klar, oder wir fühlten es ziemlich

klar, dass wir über Phantasien sprechen. Ich sehe vor mir ein sehr lebendiges Bild: Wir saßen auf einem kleinen steinernen Zaun, vor uns ein großer Spielplatz, wo Kinder sich tummeln und großen Lärm machen. Er sprach auf eine merkwürdig verträumte Weise. Ob das seiner allgemeinen Zurückhaltung zuzuschreiben ist, kann ich nicht sagen, aber die Art des Sprechens, also der Ton – sehr leise, ruhig –, ich kann mich z. B. überhaupt nicht an ihn erinnern als schreiend oder als lärmend, als jemanden, der Lärm macht. Es war irgendeine – heute würde ich sagen: so eine besonnene Melancholie über diesem Kinde.

C.B. Aus was für einer Familie kommt er denn?

M.B. Seine Familie, das war eine typisch jüdisch-czernowitzer Familie, d. h. eine

Familie, die in der Reichweite der deutschen Kultur aufgewachsen ist, wo man sich bemühte, gutes Deutsch zu sprechen. Es war eines der Merkmale für den jungen Celan und auch für seine Eltern, soweit ich mich sehr dunkel an sie erinnern kann, dass sie sich bemühten, gutes Deutsch zu sprechen. Gutes Deutsch hieß: reines Deutsch. Und reines Deutsch war, das ist vielleicht von Interesse, eine geschriebene eher als eine gesprochene Sprache.

C.B. Also war da vielleicht schon etwas angelegt von der Sprachpräzision Celans?

M.B. Ich glaube schon. Ich meine, ich will da keine poesiegenetischen Theorien aufstellen, aber auf eine intuitive Weise spricht das einen sehr an.

Darf ich noch ein Detail hinzufügen, an das ich mich eben jetzt erinnere, und daran habe

ich wirklich schon Jahrzehnte nicht gedacht: Dieser Steinzaun, auf dem wir uns zu treffen pflegten, war gelegen genau an der Grenze zwischen dem streng orthodoxen chassidischen Wohnviertel und einer anderen Stadtgegend, wo die mehr europäisierten Juden wohnten. Gerade an der Grenze trafen wir uns dann. Ich hatte damals den Eindruck – das ist, was in meiner Erinnerung noch bestehenbleibt –, dass zwischen uns beiden in gewissem Sinne die Spannung der zwei Viertel noch lebte. Also ich gehörte mehr zu dem nördlichen, also dem streng chassidischen, Paul Celan gehörte mehr zu dem südlichen, also zu dem etwas mehr europäisierten Viertel. Es war auch interessant: Ich hieß – offiziell – Moses, und dieses junge Kind da hieß Paulus, Paul. Ich will nicht nachträglich Symbolik hinzufügen,